

Laudatio
zur Verleihung des Einhardpreises 2015
an
Joachim Radkau

Wir sind heute zusammengekommen zur Verleihung des Einhardpreises an Joachim Radkau. Wir sehen auch einen Joachim Radkau in der ersten Reihe sitzen. Allerdings scheint nicht gesichert, dass es sich um den Richtigen handelt. Wie das Westfalen-Blatt vor sechs Jahren aus Anlass des Ausscheidens eines Joachim Radkau aus dem Amt des Professors an der Universität Bielefeld berichtete, kursiert die Meinung, es gebe mehr als nur einen Joachim Radkau. So viele Bücher, wie unter diesem Namen zu so vielen verschiedenen Themen veröffentlicht worden seien, könne nicht ein und dieselbe Person verfasst haben.

Ein Blick auf die Liste dieser Bücher legt es nahe, den geäußerten Verdacht ernst zu nehmen. Neben der Theodor-Heuss-Biographie, für die die heutige Auszeichnung verliehen werden soll, gibt es da ein Buch über die deutsche Emigration in die USA, eines über „Aufstieg und Krise der deutschen Atomwirtschaft“, eines über „Technik in Deutschland“ vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, eines über das „Zeitalter der Nervosität“, außerdem eine „Weltgeschichte der Umwelt“ (Obertitel: „Natur und Macht“), eine Weltgeschichte der Umweltbewegung („Die Ära der Ökologie“), eine Geschichte der Holzwirtschaft und Holznutzung

(„Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt“) und eine Biographie Max Webers. Lauter gewichtige Werke, die internationale Aufmerksamkeit gefunden haben. Die Übersetzungen füllen Regalmeter. Hinzu kommen zahlreiche in Kooperation mit jeweils einem Co-Autor (Autorinnen eingeschlossen) verfasste Werke, vereinzelt auch Schulbücher, zu teils mit den vorgenannten verwandten, teils wiederum ganz anderen Themen, unter anderem zur Praxis der Geschichtswissenschaft zum Verhältnis von deutscher Industrie und Politik von Bismarck bis heute, zu Nationalsozialismus und Faschismus.

Gesetzt den unwahrscheinlichen Fall, dass all dies tatsächlich von *einem* Autor stammt, müsste es sich bei diesem Autor um ein Exemplar mit ganz besonderen Eigenschaften handeln: von ungeheurer Aufnahmefähigkeit und Gedächtniskraft, außerordentlich vielseitig interessiert und doch immer wieder in der Lage, sich über Jahre im Wesentlichen auf *ein* Thema zu konzentrieren, resistent gegenüber all den universitären Betriebsamkeitsanforderungen, die solcher Konzentration unablässig entgegenwirken, und zu neugierig und mit zuviel Freude bei der Arbeit, um sich jemals auf den schon gesammelten Lorbeeren auszuruhen. Nun, bei dem Radkau, der „Theodor Heuss“ geschrieben hat, handelt es sich offenbar tatsächlich um eines der seltenen Exemplare dieser bedrohten Art.

Damit bin ich bei dem, wozu ich in erster Linie eingeladen bin, beim Lob des ausgezeichneten Buches. Darauf will ich mich nun auch konzentrieren. Für die Beantwortung der Frage, ob der, der sich hier der Autorschaft berühmt, indem er als Joachim Radkau in der ersten Reihe sitzt, tatsächlich der zu Ehrende ist, fällt hoffentlich am Rande auch noch etwas ab.

Das Lob des „Theodor Heuss“ kann ich nicht als Zeithistorikerin aussprechen. Die bin ich nicht. Ich spreche es als begeisterte Leserin aus. Begeistert wovon? Einerseits von Qualitäten dieser Biographie, die von ihrem Gegenstand ganz unabhängig sind - sie kennzeichnen auch das 2005 erschienene Max-Weber-Buch -, und andererseits von einer Deutung der Person und Wirkung Theodor Heussens, die das Beste leistet, was ein historisches Werk leisten kann, nämlich Vergangenes beleuchtet in einer Weise, die auch Gegenwärtiges erhellt.

Die Freude, mit der der Autor bei der Arbeit war, teilt sich dem Leser vor allem als Lesevergnügen mit, manchmal aber auch noch unmittelbarer, so zum Beispiel in der bekundeten Empathie für Heuss' Ambivalenz gegenüber dem 1945/46 für kurze Zeit innegehabten Amt des württembergischen „Kultministers“, das dem „lustvollen Bücherwurm und Vielschreiber“ anstelle des lustvollen Lesens und Schreibens Konferenzen und Ausschusssitzungen aufnötigte. Wer „dieses Wohlsein“ der *vita contemplativa* kenne, verstehe nur zu gut, dass Heuss sich davon nicht leicht getrennt habe, bemerkt dazu der Biograph, und da finden wir ihn im eigenen Wohlsein bei seiner Tätigkeit vergegenwärtigt. Wie an dieser Stelle, so versteckt der Autor sich auch sonst nicht. Er stellt Fragen. Gelegentlich - nicht so oft, dass es aufdringlich würde - lässt er den Leser an eigener Verwunderung oder anderen Emotionen durch Ausrufezeichen teilhaben. Wenige Male kommt er auch explizit selbst ins Spiel. Aber erst auf der allerletzten Seite, wo man ihm das dankbar gönnt, geht es dabei einmal nur um ihn selbst, sonst ganz um seinen Gegenstand. Ein Beispiel dafür, wie die Präsenz des Autors, weil sie rein sachdienlich bleibt, zur Lebendigkeit des Textes beiträgt, bietet gleich der Anfang. „Als Zehnjähriger bekam ich mit“, so beginnt das

Buch, „wie Theodor Heuss als spitzbübischer Bundespräsident zum Star unserer Familiensaga wurde. Das kam so: An der Universität Frankfurt, wo mein Onkel Helmut Koch frischgebackener Professor für Betriebswirtschaftslehre war, wurde ein internationales Studentenheim eingeweiht,“ und - ich kürze ein wenig ab - Heuss, der sonst Einladungen von lediglich lokaler Bedeutung abzuwimmeln pflegte, ließ sich als Redner einspannen, weil sich ihm hier die Gelegenheit bot, für eines seiner Lieblingsziele zu wirken - das Ziel, „das Studentenwesen aus dem Dunstkreis der Korporationshäuser und ihrer Prügel-Ehre raus ins Freie zu befördern“. Als dann die Ergüsse der Vorredner, der Honoratioren der Universität, lang und länger wurden, habe Heuss schließlich die Geduld verloren, das Podium verlassen, sich in eine Ecke zu den jungen Dozenten gesetzt, „neben meine Tante, eine Schönheit der 1950er Jahre“ (die Ehefrau des frischgebackenen Professors), ihr und sich einen Schoppen Wein kommen lassen, sich eine seiner geliebten Zigarren angezündet, all das zur Begeisterung seiner Umgebung und der Presseleute, und vergnügt zu plaudern begonnen. Am Ende habe er dann doch noch eine anständige Rede gehalten, die im Regierungsbulletin mit dem Titel „Die Freiheit kann auch eine konservative Aufgabe sein“ versehen wurde. Gibt es eine andere Einleitung in ein biographisches Werk, die über den Porträtierten schon auf der ersten Seite auf so lebendige Weise so viel Charakteristisches mitteilt?

Für mich hat sich in der „Theodor-Heuss“-Lektüre das volle Lesevergnügen der Weber-Biographie wieder eingestellt, trotz zunächst weniger ausgeprägten Interesses an der Hauptperson. Daran haben neben dem Interesse, das die Figur Heuss in der vorliegenden Darstellung dann doch auf sich zieht, auch ganz gegenstandsunabhän--

gige Eigenarten der Schreibweise Anteil. In diesen Eigenarten tritt übrigens auch über auktoriale Selbstzeugnisse hinaus ganz eindeutig zutage, dass jedenfalls die beiden großen Biographien vom selben Radkau stammen.

Da ist einmal der lebendige Sprachfluss, der den Leser gleich von der ersten Seite an mit sich zieht: störungsfrei, formenreich, alle Freiheiten der Satzstellung nutzend, pointensicher, immer verständlich, nie pedantisch oder gedrechselt, auch in originellen Formulierungen nicht gekünstelt, und so unbefangen im Einsatz frischer Umgangssprache wie im Einsatz fast ausgestorbener Wendungen. „Als er zum Sterben kam“ ist so eine Wendung. Mit ihr beginnt die letzte Seite der Lebensbeschreibung, und wieder ist hier schon mit wenigen Worten viel gesagt.

So charakteristisch wie die Lebendigkeit des Ausdrucks ist das Bauprinzip der Darstellung - ein Bauprinzip, das man für unnachahmlich halten möchte, weil ein Nachahmer mit der dafür nötigen Kombination von Vielseitigkeit der Kenntnisse und Interessen, Einfallsreichtum, Assoziationskraft und exzeptioneller Gedächtnisleistung schwer vorstellbar ist. Wir finden die Geschichte des Theodor Heuss, wie schon die des Max Weber, weder in der üblichen ganz chronologischen Ordnung noch in der primär thematischen einhard'schen Gliederung erzählt. Nach einer einleitenden Strichzeichnung der Interpretationslinie folgen die großen Kapitel des Buches zwar der zeitlichen Ordnung der Lebensabschnitte. Diese Kapitel wiederum beginnen jeweils mit einer knappen Zeittafel, die in chronologischer Reihenfolge wichtige Daten und Fakten des jeweiligen Lebensabschnitts aufführt. So von der Notwendigkeit entlastet, das Weitere mit Daten in der gehörigen Abfolge

zu spicken und die Sachverhalte entsprechend anzuordnen, kann der Autor sich dann Themen statt bloßen Abläufen widmen und dabei in der Chronologie vor- und zurückgreifen, wie es das jeweilige Thema erfordert.

Die einzelnen Themen, jeweils durch einige am Abschnittsanfang in Großbuchstaben gesetzte, zeilenintegrierte Worte angedeutet, sind dabei ganz frei gefasst, es kann sich um Heussens Beziehungen zu bestimmten Personen handeln oder um einzelne Aspekte einer solchen Beziehung, um Probleme, die sich ihm gestellt haben, um seine Ansichten zu bestimmten politischen Fragen, um Institutionen, für die er tätig war, um sein Wirken in diesen Institutionen, um sein Verhältnis zu beliebigen anderen Gegenständen oder um eine Frage, die der Verfasser sich stellt und die er dem Leser nahelegt.

Eine methodische Bemerkung - die einzige, die sich in dem ganzen Werk findet - bezieht sich auf dieses Gliederungsprinzip. Sie erläutert es in einem Zusammenhang, in dem sein guter Sinn besonders offensichtlich wird: Heuss' Präsidentenzeit in streng chronologischer Folge zu schildern, „würde ein heillooses Durcheinander produzieren; nur mit Leitmotiven bringt man eine Struktur in die diffuse Vielgeschäftigkeit des Präsidentenalltags“.

Die in einem etwas anderen als dem wagner'schen Sinn leitmotivische Technik ermöglicht es, Fakten zwanglos dorthin zu rücken, wo sie von Interesse sind, und für Details einen Sinn zu erschließen, der in einer rein chronologischen Darstellung nicht zutage träte. Dass Heuss' Vater Mitglied in einem Verschönerungsverein war und welche Erfahrung er dabei machte, liest man zum Beispiel nicht in dem Kapitel zu Heussens

Jugendzeit, sondern in einem viel späteren Abschnitt, der im Kontext der Vertriebenenpolitik sein Verhältnis zum Thema „Heimat“ behandelt. Dass er sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit als kurzzeitiger württembergischer „Kultminister“ für eine Bildungspolitik aussprach, die der Jugend Raum zum „Allotria“ im Leben und Lernen - zum Ausleben ihres Spieltriebs, zu Beschäftigungen ohne absehbaren Nutzen, zum Suchen und Herumschweifen - lässt, erfährt man dagegen schon in dem Abschnitt, der dem in diesem Sinne recht Allotriahaften der Universitätsstudien des jungen Heuss gewidmet ist. Ein Brief, in dem Heuss 1907 seiner Braut Elly Knapp seinen Abscheu vor dem ganzen ekelhaften „Geknatsch von Reklame“ kundtut, findet erst Verwendung, wo er Witz entfaltet: in der Schilderung, wie Elly in der Nazizeit die Familie sehr erfolgreich mit dem Dichten von Werbetexten über Wasser hält („Ob´s regnet, windet oder schneit, Wybert schützt vor Heiserkeit“) und sich, wenn der Winter mild ausfällt, ärgert, dass die Leute so wenig erkältet und daher unempfänglich für Pastillen-Reklame sind.

Noch zur Illustration des Bauprinzips: Es gibt sogar einen kleinen Abschnitt „Lob des Mischwaldes; Heuss und das Holz“. Wenn das kein starkes Indiz dafür liefert, dass unser Preisträger doch mit dem Verfasser der erwähnten Geschichte der Holzwirtschaft und Holznutzung identisch ist! Bringt er hier Holzhistorisches womöglich ohne vernünftigen Konnex mit Heuss an, aus einem bloßen Verwertungsinteresse für anderweitig angesammelte Kenntnisse? Weit gefehlt. Der Leser lernt unter anderem, dass Heuss, dessen Mutter aus einer Försterfamilie stammte, nicht nur einen Essay „Vom Umgang mit Holz“, sondern auch, 1941, ein gereimtes Lob des Mischwaldes verfasst hat („Der Kahlschlag scheint nur rationell / im ökonomischen Gefäll / ... Willst Sinn und Herz Du Dir erfrischen, / so musst Du die Bestände mischen“), wie er sich damit und mit seinem

Interesse für die Holzwirtschaft einerseits zu unterschiedlichen forstpolitischen Strömungen der Nazizeit, andererseits zur Obsession seines Mentors Friedrich Naumann mit dem Grundstoff Eisen verhielt, und und wie er als Bundespräsident in einer 1952 gehaltenen Rede zum „Tag des Baumes“ eine frühe Sensibilität für die „weisen Gleichgewichtsverhältnisse in der Natur“ zum Ausdruck brachte.

In der undogmatischen, freien Handhabung schafft die motivische Gliederung dem Autor maximale Freiheit, seinem Sinn für aufschlussreiche Zusammenhänge zu folgen. In diesem Punkt muss man Joachim Radkau einfach Genialität bescheinigen. Er sieht und plausibilisiert Zusammenhänge ohne Ende.

Ein für die Würdigung des Bundespräsidenten Theodor Heuss zentraler Zusammenhang wird hypothetisch schon in der Einleitung in einem kleinen Abschnitt mit der Leitzeile „Wo ist in diesem Leben die Linie?“ hergestellt: Ein Zusammenhang zwischen Zügen, die man - teils ohne weiteres, teils zumindest in bestimmten Hinsichten - als Schwächen betrachten kann, und damit verbundenen Stärken, mit denen er später das Bundespräsidentenamt ausgefüllt und geprägt hat. Heuss wird hier, erst einmal ohne weitere Unterfütterung, als ein Mann vorgestellt, der, obwohl in jungen Jahren ein „Schnellstarter“, zudem „vielseitig begabt, von gewinnendem Wesen, physisch-psychisch robust, ungeheuer fleißig und ... ´voll vernetzt““, zunächst für lange Zeit ohne nachhaltige politische Erfolge blieb und offenbar auch keine nachhaltigen Eindrücke machte; selbst etliche politische Weggefährten halten ihn in vor 1949 erschienen Memoiren nicht einmal für einer Erwähnung würdig. Mit seiner Wahl zum Bundespräsidenten aber habe sich die „zersplitterte Vielseitigkeit und Schwerentschiedenheit“, die bis dahin sein „ewiges Handicap“ gewesen

sei, unversehens „in einen Trumpf“ verwandelt, in „weise Überparteilichkeit, die Verbissenheiten entkrampfen half.“

„Entkrampfen“, diese Formulierung hat Heuss selbst programmatisch verwendet. Er vermied damit das politisch im Kontext des Kalten Krieges enger besetzte und im Verhältnis zu Adenauer konfliktträchtige Wort „Entspannung“. Was mit Heussens eingangs angesprochenen Entkrampfungsleistungen gemeint ist und inwiefern gerade diese Leistungen für die junge Bundesrepublik so hilfreich und notwendig waren, erfährt man im weiteren Verlauf. Entkrampfung, das richtete sich nach innen vor allem auf das Auflockern der Fronten, das Überbrücken von Gräben, die sich durch die Gesellschaft zogen, den Abbau von Verbitterungen, die ihre Wurzel in der Zeit des Nationalsozialismus und dem nachfolgenden Umgang damit hatten, die Auflösung ideologischer Verhärtungen und die Förderung eines demokratischen Stils, ohne den demokratische Substanz nicht zu gewinnen war. Das alles lässt sich auf einen kurzen, für juristische Zwecke kürzlich gerade im Zusammenhang mit dem Amt des Bundespräsidenten aktivierten Nenner bringen: Integration.

Das Bundesverfassungsgericht, das sich im vergangenen Jahr erstmals intensiver mit dem Bundespräsidentenamt zu befassen hatte, bestimmt dessen wesentliche Aufgaben so: „Der Bundespräsident soll (...) eine integrierende, die Einheit des Staates und des Volkes repräsentierende Autorität sein. ... Er verkörpert die Einheit des Staates. In diesem Sinne ist er das Staatsoberhaupt (...). Ihm kommen über die ihm von der Verfassung ausdrücklich zugewiesenen Befugnisse hinaus (...) vor allem allgemeine Repräsentations- und Integrationsaufgaben zu. Im Krisenfall ist er zu politischen Leitentscheidungen berufen (...). Autorität und

Würde seines Amtes kommen indes gerade auch darin zum Ausdruck, dass es auf vor allem geistig-moralische Wirkung angelegt ist.“

Zu Lebzeiten unseres ersten Bundespräsidenten gab es diese Stellenbeschreibung noch nicht. Auch unser Preisträger konnte sie, als er seine Heuss-Biographie schrieb, nicht kennen; er war früher dran. Aber er hat dargestellt, dass und wie Theodor Heuss ihr entsprochen hat.

Das spezifische, ganz persönlichkeitsgebundene Heuss'sche Talent zur Integration zeigt sich schon in der Darstellung seines Wirkens als Mitglied des Parlamentarischen Rates, der auf der Grundlage von Vorarbeiten des Herrenchiemseer Verfassungskonvents den Text der künftigen bundesdeutschen Verfassung, des Grundgesetzes, erarbeitete. Eine Verfassung ist ja nichts anderes als die rechtliche Grundlage politischer Einheit. Ihr elementarster Sinn ist die Bildung und Sicherung politischer Einheit unter Bedingungen der Verschiedenheit, kurz: Integration. Dafür hatte Heuss einen Sinn. In Bezug auf die substantiell-integrative Funktion einzelner Verfassungsinstitutionen gilt das zwar nur mit Einschränkungen. So verschätzte er sich, wenn er in einer Schlussrede meinte, der Ordnung des Grundgesetzes fehle es an dem, was eine junge Demokratie brauche, nämlich einer „Integrationskraft ins Volksgefühl hinein“, und die integrative Leistungsfähigkeit einklagbarer Grundrechte scheint ihm ganz entgangen zu sein. Im Ganzen war seine Aufmerksamkeit, wo sie der Integrationsfunktion der Verfassung in ihrem textlichen Gehalt galt, überhaupt weit mehr auf stilistisch-symbolische Aspekte als auf Operatives gerichtet. Die Arbeit des parlamentarischen Rates als solche aber verstand er ganz unabhängig von den Textgehalten, an denen er

nur selektiv inhaltliches Interesse nahm, als ein Integrationsunternehmen, das darauf abzielen musste, eine gemeinsame, von breiter Zustimmung getragene Grundordnung zustandezubringen. Dafür warb er, auch publizistisch, und dementsprechend verhielt er sich, trug zur konziliannten Atmosphäre der Ratsverhandlungen bei und bekräftigte in seiner Schlussrede, worauf er hingearbeitet hatte: „Es darf hier in diesem Hause keiner besiegt worden sein.“ *Diese* Art von Sinn für Integrationserfordernisse war für die Bewältigung der Integrations- und Repräsentationsaufgaben, vor denen er dann als Bundespräsident stand, wohl weitaus wichtiger als ein Interesse an allen möglichen Verfassungsrechtsfragen und deren Zusammenhang mit dem Gelingen politischer Integration.

In der Schilderung von Heussens Bundespräsidentenzeit sieht der Leser dann das, was er bis dahin über die Person Theodor Heuss erfahren hat, auf einmal an seinen richtigen Platz, in den passenden Wirkungszusammenhang fallen.

Viele der Heuss'schen Erfahrungen und Persönlichkeitsmerkmale, die man in den früheren Abschnitten der Biographie kennengelernt hat, leuchten ohne weiteres als für das spätere Bundespräsidentenamt förderlich ein. Die vielseitige Bildung, die der einst disparate Bildungsallotria Treibende in der Nazizeit, ämterlos, mit dem Schreiben großer Biographien, unter anderem über Friedrich Naumann, Justus Liebig und Robert Bosch, vertiefte, verschaffte dem Bundespräsidenten Heuss nicht nur Respekt als Repräsentant deutscher Bildungsbürgerlichkeit, sondern auch vielfältige Möglichkeiten der kommunikativen Anknüpfung und des Eingehens auf seine Gesprächspartner und deren Hintergründe. Die Gelassenheit, die er von

seinen jungen Jahren an betont kultivierte - vielleicht, so deutet der Biograph an, als einen Selbstschutz auf dem Hintergrund des Schicksals seines nach langem Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt früh verstorbenen Vaters - konnte im Bundespräsidentenamt nur nützlich sein. Diese *coolness* bewährte und befestigte sich gerade im Verhältnis zu aufregungs-, leidenschafts- oder sorgengeneigteren Gegenübern, von Ehefrau Elly bis zu Konrad Adenauer. Es sieht übrigens ganz so aus, als hätte bei den Ausführungen zu Heussens Nervenkostüm der Verfasser der „Geschichte der Nervosität“ seine Finger im Spiel gehabt.

Dass Heuss die Dinge schon immer gern von mehreren Seiten betrachtet und in ihren historischen Zusammenhängen zu verstehen gesucht hatte, dass er als Parteipolitiker erfahren und dabei undogmatisch geblieben, dass er, für einen so fleißigen Leser und Schreiber eher ungewöhnlich, ausgeprägt gesellig war, von bewährtem persönlichen Anstand und einnehmend freundlicher Ausstrahlung - das Gegenteil des zackigen, bellenden Typus - und ein ausgewiesener Gegner des nationalsozialistischen Rassenwahns, dass er Gott und die Welt kannte und jüdische Emigranten zu seinen besten Freunden zählte (Emigranten übrigens, die auch schon in der Arbeit eines Joachim Radkau über die deutsche Emigration in den USA vorkommen, und mit diesem Radkau identifiziert sich in einer Fußnote der Autor unserer Biographie) - es versteht sich, dass all das ihn nach Kriegsende nicht nur in den Augen der amerikanischen Besatzungsmacht empfahl. In all dem kann man sich abzeichnen sehen, was ihn als Bundespräsidenten auszeichnete.

Allerdings war er bis dahin weder ein Heiliger noch ein Prophet gewesen. Die Destruktivkraft der nationalsozialistischen Bewegung

hatte er, wie so viele Andere, unterschätzt. Sein im Dezember 1931 erschienenenes Buch „Hitlers Weg. Eine historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus“ erkennt zwar „im Nationalsozialismus als Bewegung ... eine Auflehnung gegen die Institution“ und sieht den Ausdruck „zerstörerischer Bosheit“ in zentralen Elementen der nationalsozialistischen Ideologie, aber das Phänomen scheint ihn nicht schwer beunruhigt zu haben. Nach der Reichstagwahl vom Juli 1932, die die NSDAP zur stärksten Partei im Reichstag machte, vertraute er darauf, dass die bloße Leidenschaft, die Vernunft und Erfahrung verachte, doch irgendwann „lahm laufen“ müsse. Um der Fraktionseinheitlichkeit willen stimmte er, obwohl er sich intern zunächst dagegen ausgesprochen hatte, mit seinen liberalen Fraktionskollegen für das Ermächtigungsgesetz vom März 1933. Die Fraktion trug bei dieser Gelegenheit in einer wohl von Heuss verfassten Erklärung vor, dass es an einer Sicherung der verfassungsmäßigen Grundrechte und der Grundlagen der bürgerlichen Rechtsordnung fehle, und vor allem die Unabhängigkeit der Gerichte, das Berufsbeamtentum, die staatsbürgerliche Gleichheit und einige weitere Grundrechte unantastbar bleiben müssten. Dass ihm, Heuss, das Katastrophenträchtige der dann Schlag auf Schlag folgenden Demontage aller vor Willkür schützenden Institutionen deutlich gewesen wäre, ist dennoch nicht erkennbar. Die Gleichschaltung der Länder hat er sogar ausdrücklich begrüßt. In der Folgezeit war er als Schriftsteller und Herausgeber der von seinem Mentor Friedrich Naumann begründeten Zeitschrift „Die Hilfe“ in Vielem so unbotmäßig, wie er mit Rücksicht auf die Existenz des Blattes und seine eigene sein zu können glaubte, unbotmäßiger aber eben auch nicht.

Dies und mehr wird dem Leser ganz frei von Expostprognostikerhybris vermittelt. In der Darstellung von Heussens Amtsführung als Bundespräsident drängt sich auf, dass die Wahrnehmung seiner Integrationsaufgaben gerade auch durch das Nichtexponierte der Haltung erleichtert wurde, mit der er er die Zeit des Nationalsozialismus überstanden hatte. Er hatte genug Anstand an den Tag gelegt, um nach innen wie nach außen überzeugend die neue Republik, das „andere Deutschland“ repräsentieren können, aber kein Heldentum. So verkörperte er gewissermaßen eine positive menschliche Normalität und konnte auch damit zur Normalisierung und zur Einbürgerung einer am bürgerlichen Normalzustand orientierten, zivilen Mentalität beitragen.

In „geistig-moralischer“ Hinsicht lag die schwierigste der großen Integrationsaufgaben, die in der Nachkriegszeit zu bewältigen waren, nicht in der Bewältigung des Zustroms von Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen, sondern darin, dass Millionen, die das nationalsozialistische Regime aktiv gestützt hatten, mitzunehmen waren auf dem Weg in die Demokratie. Heuss nahm diese Aufgabe ganz selbstverständlich an. Die Gelassenheit, mit der er dabei zu Werk ging, mag, gemessen an heutigen Usancen, geradezu frivol erscheinen. Wenn zum Beispiel jemand ihm „Heil Heuss!“ zurief, lachte er und rief zurück, damit sei es jetzt vorbei. Aber gerade dass er auch auf diesem Feld nicht eiferte, wird neben seiner Fähigkeit, richtige Worte zu finden („Kollektivscham“ statt „Kollektivschuld“), daran mitgewirkt haben, dass auch die, für die das Kriegsende zunächst nur Zusammenbruch gewesen war, sich in der neuen Ordnung beheimaten konnten.

Der Leser begegnet dem Bundespräsidenten Heuss noch in vielen anderen Zusammenhängen. Unter anderem in seinem Verhältnis zu Konrad Adenauer; in seinem Verhältnis zu Aufrüstungsplänen, zur Westbindung der Bundesrepublik, zur deutschen Teilung, zum „Ostblock“, zur friedlichen Nutzung der Kernenergie und zur modernen Technik überhaupt (da meint man dem Atomwirtschafts- und Technikhistoriker Radkau zu hören, der in der einen oder anderen Fußnote auch namentlich auftaucht); in seinem Verhältnis zu einigen Fragen von staatsrechtlichem Interesse (besonders interessant fand ich, dass er die von ihm inaugurierte Praxis, seine Reden nicht gezeichnet zu lassen, selbst für verfassungswidrig hielt); im Verhältnis zu einer weiteren bemerkenswerten Frau, seiner in New York lebenden Altersliebe und USA-Verbindungsperson Toni Stolper, deren Briefe an ihn in einem Anhang erstmals ausgewertet sind, und so fort. Wo Heuss in alledem nicht durchweg eine große oder spannende politische Figur macht, bleibt die Biographie doch immer spannend als Portrait seiner Zeit. So ist sie angelegt: „Nicht so sehr als *prima causa* der Geschehnisse, sondern mehr noch als Medium seiner Zeit ist Heuss von Interesse“, heißt es schon in der Einleitung.

Heussens Bedeutung als Bundespräsident wird mit dieser Einschätzung nicht in Abrede gestellt. Ob, staatsrechtlich betrachtet, Staatsamtsinhaber als *primae causae* des politischen Geschehens in der Demokratie überhaupt vorgesehen sind, darüber lässt sich streiten, von philosophischen und theologischen Bedenken ganz zu schweigen. Jedenfalls dem Bundespräsidenten ist eine solche Rolle nicht zugeordnet. Er soll, wie wir es gehört haben, repräsentieren und integrieren. Das ist

Heuss in außergewöhnlicher Weise gelungen, genau dafür war er der Richtige, das wird in diesem Buch deutlich.

Das Charisma, das Heuss aus seiner besonderen Fähigkeit bezog, zu lockern, zu entspannen, Rigorismen zu entschärfen und Ressentiments abzubauen, ist, so der Biograph, mit der Zeit verblichen, weil die konkrete historische Situation verging, in der diese Fähigkeiten charismatisch wirken konnten. Aber es gebe doch Grund zum Nachdenken, „ob nicht neue historische Augenblicke manche Heuss'sche Qualitäten, die banal wurden, wieder frisch und neu machen.“ Der Joachim Radkau, der das geschrieben hat, findet offenbar, dass zwischenzeitlich neuer Entkrampfungsbedarf - Bedarf an Entspannung, Differenzierung, Entpolarisierung, Abbau von Wertungseifer, Abrüstung im Kampf der Moralismen - entstanden ist. Ja, das kann man wohl sagen. Seiner Heuss-Biographie verschafft das eine Aktualität, die man dem Gegenstand nicht auf den ersten Blick ansieht.

Aber welcher Joachim Radkau ist es nun, der diese Biographie geschrieben hat? Die Bielefelder Lokalzeitung, die sich im Jahr 2009 mit der Frage befasste, ob die vielen unter diesem Namen verfassten Bücher alle von demselben Autor stammen können, kam am Ende zu dem Ergebnis: „Es gibt nur einen Joachim Radkau“. Diesem Ergebnis, das so schön nach Fangesang klingt, schließe ich mich, jedenfalls was das Radkau-Aufkommen in der Historikerzunft angeht, nach Auswertung aller Indizien an. Ein besonders wichtiges Indiz ist noch gar nicht zur Sprache gekommen: Deutlicher als alles andere bürgt die Anwesenheit von Orlinde Radkau, die Anfang der Siebzigerjahre zusammen mit Joachim Radkau das schon erwähnte Buch über die Praxis der

Geschichtswissenschaft geschrieben hat, dafür, dass sie nicht nur mit ihrem damaliger Mitautor, sondern auch mit dem heutigen Preisträger - hiesigem Recht entsprechend monogam - verheiratet ist und also Personalunion herrscht, wo das Gerücht eine multiple Task-Force witterte. Man macht also wirklich *alles* richtig, wenn man jetzt zur Preisverleihung schreitet. Danke, lieber Jochen, für ein wunderbares Buch!